

# Schweizerdeutsch für einmal nicht der Sündenbock

Autor(en): **Baur, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **4 (1996)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-962072>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# MUNDART

## FORUM DES VEREINS SCHWEIZERDEUTSCH

4. JAHRGANG

Juli 1996

NR. 2

### SCHWEIZERDEUTSCH FÜR EINMAL NICHT DER SÜNDEBOCK

Ende Juni fand in Freiburg/Fribourg ein zweitägiges Seminar statt, das der Verständigung und dem Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften in der Schweiz gewidmet war. Einberufen hatte es das Forum Helveticum, jene von alt Bundeskanzler Walter Buser präsierte Vereinigung, welche berufliche, kulturelle und politische Organisationen und Institutionen umfasst. Die nach Freiburg entsandten sechzig Persönlichkeiten sahen in der Zielsetzung des Seminars eine echte Herausforderung, der sie sich mit Fleiss und Ideen widmeten. Ausgangspunkt waren die Thesen der parlamentarischen Verständigungskommissionen, die nun nicht in einer Schublade verkümmern, sondern eine Konkretisierung erleben sollen.

Der Schreibende war auf der Teilnehmerliste als Vertreter des Vereins Schweizerdeutsch aufgeführt. Ich sah es daher kommen,

dass ich mir in dieser Funktion werde Gehör verschaffen müssen, um einige Dinge zurechtzurücken, die seit Jahren schief laufen. Wie oft mussten wir doch hören, dass die Mundart ein Haupthindernis für die Beziehungen Deutsch-Welsch sei, dass unsere elektronischen Medien die welschen Hörer ausschliessen, da zuwenig hochdeutsch gesendet werde, kurz, dass wir unsere Mundart am besten zu Hause lassen sollten, sobald die Tür hinter uns eingeklinkt sei. Dieses Lamento über die Mundartwelle, in das manchmal sogar unsere engeren Landsleute einstimmten, konnte einem ganz schön auf die Nerven gehen. Damit

### INHALTSVERZEICHNIS

<i>Schweizerdeutsch für einmal nicht der Sündenbock</i> Arthur Baur	1
<i>Blicke über die Deutschschweizer Sprachgrenze hinaus</i> Sylvia Sempert	4
<i>In eigener Sache</i>	6
<i>E chlyni Chue mit Wanderschue</i> Jakob Salzmann	7
<i>Veranstaltungsprogramm Gruppe Züri</i>	8

will ich nicht abstreiten, dass die Mundart auch Probleme bringen kann; ich verweise daher auf einen längeren Beitrag zum Thema, der im Doppelheft III/IV 1988 unserer Zeitschrift erschienen ist. Dass wir uns von aussen sollten sagen lassen, wie wir mit unserer Diglossie umzugehen hätten, können wir wohl kaum ernst nehmen. Mit dem unangenehmen Gefühl, dass dieser «Sound» auch in Freiburg zu hören sein werde, fuhr ich dorthin. Ich war dann aber sehr angenehm überrascht, dass niemand auf das Schweizerdeutsche eindrosch, so dass ich auch nicht genötigt war, auf die Barrikaden zu steigen, um es zu verteidigen. Aus den Voten der welschen Konferenzteilnehmer konnte ich vielmehr schliessen, dass die Welschen - natürlich mache ich mich einer Verallgemeinerung schuldig, wenn ich schreibe die Welschen - sich damit abgefunden haben, dass unsere Mundart nicht eine Marotte ist, nur geeignet, um andere Leute zu ärgern, sondern dass sie als unsere primäre Sprache die Rolle einer mündlichen Nationalsprache ohne Abstriche ausfüllt. Das Deutsche anerkennen und schätzen wir als ein reiches und nützliches Instrument für den schriftlichen Gebrauch, nicht aus Zufall nennen wir es *Schriftdeutsch*.

Ob ich aus meinen Beobachtungen in Freiburg schon schliessen darf, dass in der Einstellung der Romands zum Schweizerdeutschen eine Trendwende eingetreten sei, wage ich nicht zu entscheiden. Merkwürdigerweise war es ein Deutschschweizer Politiker, dessen Namen ich nun diskret verschweige, der forderte, die «Arena» des Fernse-

hens DRS sollte auf deutsch durchgeführt werden; es war ihm offenbar nicht bewusst, dass dies die schnellste Methode wäre, um dieses besonders erfolgreiche Programm «abzumurksen». Der Sprecher der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG), Roy Oppenheim, lenkte dann den Blick auf die richtige Perspektive. Er berichtete zunächst, was die SRG alles leiste, um Brücken zwischen den Landesteilen zu schlagen, nicht, indem sie die Mundart in die Ecke stelle, sondern indem sie die Berichterstattung zwischen den Regionen ausbaue. Liesse sie die Mundart fallen, so hätte das höchstens zur Folge, dass die alemannischen Hörer und Spektatoren sich noch mehr aufs «Zappen» verlegen und dem eigenen Sender untreu würden. Die Hörer anderer Regionen würden sich unserem Sender doch nicht vermehrt zuwenden, denn die Hörerforschung hat nachgewiesen, dass das Interesse an Programmen anderer Stationen äusserst gering ist und sich nicht beeinflussen lässt. Der Konsument ist eben autonom und entscheidet unabhängig, was er einschalten will. Es ist ja auch symptomatisch, dass die Sendungen von DRS 2, das die Mundart mit einem Bann belegt hat, nur von anderthalb bis zweieinhalb Prozent der potentiellen Hörer abgenommen werden. Wenn sich die SRG auf dem internationalen elektronischen Markt behaupten will, so hilft ihr die Mundart dabei am meisten. Wenn sie auf diesen Sukkurs verzichtet, so wandern die Konsumenten entweder zu den Lokalsendern ab, oder aber sie gehen zu den ausländischen Stationen über, die ja viel reichere Mittel zur Programmgestal-

tung einsetzen können als unsere eigenen Sender. Den Ausführungen des Vertreters der SRG in Freiburg hatte niemand etwas entgegenzusetzen.

Während das Schweizerdeutsche, wie gesagt, bei den Diskussionen aus der Schusslinie fiel, trat das Englische in den Vordergrund. Über seine unvergleichliche Rolle im internationalen Beziehungsgewebe sind ja keine Worte zu verlieren; hingegen ist seine Funktion bei der binnenschweizerischen Verständigung zu einem gravierenden Thema geworden. Es zeigt sich nämlich, dass im Verkehr zwischen Deutsch und Welsch in zunehmendem Masse auf das Englische ausgewichen wird. Unter den Wissenschaftlern ist dies schon lange Brauch, da auch Abhandlungen und Dissertationen immer mehr auf englisch abgefasst werden. Dass das Englische aber als innerschweizerische *Lingua franca* Fuss gefasst hat, hängt damit zusammen, dass die jüngere Generation eine zunehmende Vorliebe dafür hat. Natürlich hängt dies auch mit Rock, Pop und Jazz zusammen. Es kommt aber noch dazu, dass das Englische in der ersten Lernphase als leichte Sprache gilt, da es ja dem Anfänger schon bald für seinen Smalltalk dienen kann. Dieser Vorteil geht den von Anfang an schwereren Sprachen Deutsch und Französisch ab.

Man kann sich als Schweizer nicht dafür erwärmen, dass so viele unserer Mitbürger bei einer ausländischen Sprache Zuflucht suchen, um die Sprachgrenzen zu überwinden. Immerhin dürfen wir als Sprachbeobachter nicht darüber hinwegsehen, dass bei der Verwen-

dung des Englischen alle Sprecher gleich lange Spiesse haben: jeder gebraucht ja eine erlernte Sprache und tut dem Gegenüber keinen Tort an, wenn er Fehler macht, und muss sich derer auch nicht schämen. Bei einem Gespräch in einer unserer Landessprachen ist immer derjenige, der in der erlernten Sprache radebricht, dem Muttersprachler unterlegen.

Der übliche Ausweg aus diesem Dilemma wird so gefunden, dass jeder in seinem eigenen Idiom spricht, in der Annahme, dass sein Partner dieses so weit versteht, dass er das Gesagte auch versteht. Diese Methode wird bei uns in Parteien, Vereinen und aller Art Zusammenkünften angewendet, und sie bestimmte auch die Praxis am Seminar in Freiburg. Italienisch und Rätoromanisch haben in diesem System aber keinen Platz. Es hat noch einen weiteren Haken: bei einer Diskussion hat der Romand den Vorteil, dass er seine Muttersprache gebrauchen kann, während der Deutschschweizer die seinige – eben die Mundart – begreiflicherweise nicht anwenden darf. (Das alte Diskussionsthema, ob das Deutsche für uns eine Fremdsprache sei oder nicht, möchte ich hier beiseite lassen.)

Man kann die Frage, ob wir uns mit dem Gebrauch des Englischen bei innerschweizerischer Konversation abfinden müssen oder Alarm schlagen sollen, mit der kürzestmöglichen Formel beantworten: Ist es besser, dass sich zwei Schweizer auf Englisch verstehen, als dass keiner von beiden es wagt, auf deutsch oder französisch den Mund aufzutun? In diesem Sinn wurde die Englischfrage in Freiburg ad acta gelegt

und von niemandem zu einem Streitgegenstand emporstilisiert. Man war sich aber einig, dass in unseren Schulen eine unserer Nationalsprachen erste Fremdsprache bleiben muss, selbst wenn von Seiten der Schüler ein gewisser Druck zu Gunsten des Englischen ausgeübt wird.

Ein eigentlicher Bericht über das Seminar in Freiburg würde den Rahmen unseres bescheidenen Blattes bei weitem sprengen. Nur kurz kann ich wenigstens festhalten, dass ein möglichst früher Beginn des Unterrichts einer zweiten Sprache weiterhin gewünscht wird, dass die Frage ernstlich erwogen wird, ob wir in der Schweiz nicht zweisprachige Schulen nach dem sogenannten Immersionsprinzip einführen sollten, das heisst, dass eine zweite Sprache nicht nur Gegenstand, sondern hundertprozentiges Mittel des Unterrichts in einer Anzahl von Fächern wird. Sehr hoch wurde auch die Bedeutung des Austauschs von Klassen über die Sprachgrenze hinweg eingestuft. Sodann hielt man das Postulat für prüfenswert, dass in den Lehrlingsverträgen ein Aufenthalt in einem anderen Sprachgebiet zur Pflicht gemacht werden sollte. Solche und andere Anregungen wurden in Freiburg vorgebracht und diskutiert. Es bleibt zu hoffen, dass das Ergebnis des Seminars als ein wirksames Element der schweizerischen Sprachpolitik im Dienste des Brückenschlages zwischen den Regionen lebendig bleiben wird.

*Arthur Baur*

*Der vorliegende Leitartikel enthält allerhand Sprengstoff. Für Lesermeinungen, die nach Möglichkeit in der nächsten Nummer berücksichtigt werden sollen, wären wir entsprechend dankbar!*  
Die Red.

## Blicke über die Deutschschweizer Sprachgrenze hinaus

Zu besprechen sind drei Neuerscheinungen, die zweierlei gemeinsam haben: Ihre Autoren sind Mitglieder der Gruppe Zürich, und sie befassen sich mit einer «Fremdsprache». Das klingt einigermaßen paradox, nicht wahr?

Zuerst soll die Rede sein von «Allegra genügt nicht» – der Veröffentlichung von *Dr. Arthur Baur*, die anfangs 1996, gerade rechtzeitig vor der Abstimmung über den Sprachenartikel, herausgekommen ist. Die umfassende Abhandlung über das Rätoromanische an sich und in Beziehung zur übrigen Schweiz lässt sich auch «post festum» mit unvermindertem Interesse lesen. Arthur Baur, der in vielen Sprachen zu Hause ist und zu dessen Veröffentlichungen eine ganze Reihe über das Schweizerdeutsche im allgemeinen und das Zürichdeutsche im besonderen gehören, beweist hier seine profunden Kenntnisse im Bereich des Rätoromanischen. Er hat sich diese Sprache (d.h. ihre oberengadinische Abart *Puter*) schon sehr früh zu eigen gemacht, versteht sich aber heute auch als engagierter Verfechter für das 1982 geschaffene *Rumantsch Grischun*, das als Standardsprache zum besseren Verständnis unter den verschiedenen romanischen Idiomen, aber auch zur Verwirklichung